



Normalerweise hat hier der Verlag ein kleines Vorwort geschrieben. Einen kleinen Happen, um den Leser hungrig auf das Buch zu machen. Ich habe keinen Verlag. Deshalb widme ich dieses Textfeld meiner Danksagung. Danksagungen sind das Langweiligste, das in einem Buch stehen kann. Mit einer Ausnahme, man wird selbst erwähnt. Nach dieser Warnung können also die Menschen, die sich sicher sein können, hier nicht erwähnt zu werden, einfach schon einmal weiter blättern.

Danke Linda, dass du mich auch schon vor diesem Buch mit Kritik und Lob zu meinen Texten motiviert hast.

Sophia, es tut mir leid, dass ich dich so oft in diversen Vorlesungen gebeten habe, meine verstörenden Texte zu lesen.

Danke Papa, dass du mich so unterstützt und motiviert hast, überhaupt mehr als eine Geschichte zu schreiben.

Und natürlich ein Lob an den schnellsten Lektor, mit dem ich je gearbeitet habe. Danke Mama.

**Paul Bräuer** **Mord,  
Totschlag  
und Blumen**

1. Auflage: Juni 2022

7	Hochhaus
15	Kirschkern
18	Blumen
19	Bienen
21	Ozean
26	Herausgerissen
27	Tunnel
31	Ball
32	Kavallerie
35	Busfahrer
39	Hummel
46	Telefon
47	Weite
51	Ende



## Hochhaus

Der verregnete Himmel verleiht der Szenerie eine gewisse Mystik. Von allen Seiten ragen Hochhäuser in den Himmel. Ich stelle mein Fahrrad zu einer unendlichen Schlange weiterer verrosteter Räder, die den Anschein machen, nie wieder gefahren zu werden. Die Lampen an der Außenwand des Hochhauses scheinen gelb, aber kühl auf eine verwitterte Steintreppe. Die Hosenbeine meines Regenschutzes rascheln bei ihrer Berührung und ich stapfe hoch in Richtung Eingang. Der Vorraum ist gefliest, und ich stehe einem einundzwanzigstöckigen Haus angemessen großen Klingelschild gegenüber. Meine Augen fliegen über die zahllosen Namen, bis ich den richtigen finde. Neben mir steht eine alte Frau. Sie war einkaufen und bringt nun zwei schwere Tüten nach Hause. Das Plastik der Beutel ist ausgebeult von seinem Inhalt. Sie lächelt mir zu und schaut dann wieder geradeaus auf den Aufzug. Nach einiger Zeit höre ich ein Brummen, dass so alt und benutzt klingt, dass man Angst haben sollte, dass es jeden Moment abbricht. Hastig kommt uns ein Mann aus dem Aufzug entgegen, er trägt ein himmelblaues Hemd, das er in eine dunkle Jeans

gesteckt hat. Sein Gürtel sieht abgenutzt aus und ist mit einem schrillen Rot auffällig unpassend gewählt. Sein linkes Auge ist mit einem Pflaster zugeklebt. Über dem Pflaster trägt er eine leicht schief sitzende Hornbrille. Sein Gesicht und sein Kopf sind kahl rasiert. Aber all das nimmt man erst auf dem zweiten Blick war. Denn das auffällige ist seine Größe. Er ist riesig. Im Aufzug musste er gebückt stehen, nun hatte er sich vollständig aufgerichtet und überragt mich um mindestens einen Kopf. Er blickt mich kurz an, dann tritt er mit schnellem Schritt aus dem Haus. Nun steigen die Frau und ich in den Aufzug, der zu seinem Brummen passt. Ich drücke die Nummer 16, die Nummer 14 leuchtet bereits. Die Frau trägt einen durchsichtigen Regenmantel, das Wasser fällt in Tropfen auf den geteppichten Boden. Es bildet sich eine tiefblaue Lache auf dem marineblauen Stoff. Aus der Kapuze kommen wie zwei Schlangen ihre braunen Haare hervor. Dann steigt sie aus und stöhnt bei jedem ihrer Schritte.

Ich fahre nun alleine zwei Stockwerke weiter hoch. Der Rucksack mit der braunen Tüte und ihrem wohlriechendem Inhalt wiegen schwer auf meinen Schultern. Ich arbeite bereits seit drei Stunden und wünsche mir eine Pause. Ich blicke nach rechts, dann nach links. Am Ende des Ganges geht eine Tür auf. Das warme Licht aus dem Inneren der Wohnung zeigt mir den Weg durch den dunklen Gang. Dann streckt sich eine Hand aus der Wohnung heraus und drückt den orange leuchtenden Licht-



schalter, um den Gang zu erhellen. Die Hand zieht sich wieder zurück und wartet im Inneren der Wohnung, um den unangenehmen Blickkontakt zu vermeiden der entsteht, wenn man sich sieht, bevor man die Möglichkeit hat zu interagieren. Viele Menschen bestellen, um der Interaktion mit anderen Menschen aus dem Weg zu gehen. Und diese dreißig bis vierzig Sekunden, in denen ich meinen Rucksack abstelle, ihn öffne und das Essen heraushole, müssen diese Menschen ertragen, aber keine Sekunde länger. Als ich vor der Tür stehe, öffnet mir eine junge Frau, vielleicht Mitte zwanzig. Sie ist leicht übergewichtig und ich versuche aktiv, nicht wertend zu gucken, als ich das Fast Food aus meinem Rucksack hole und ihr in die Hand drücke. Wir haben kaum Augenkontakt. Ich bekomme kein Trinkgeld. Ich schimpfe immer auf die Kunden, wenn ich kein Trinkgeld bekomme. Vor allem, wenn ich ohnehin schlecht drauf bin. Als ich im Aufzug stehe, beschließe ich einen kleinen Ausflug zu machen. Ich drücke die Nummer 21 um in den obersten Stock zu gelangen. Um von meinem Lieferdienst kontaktiert zu werden, muss ich meine Bestellung sehr viel zu spät liefern. Ich warte also mit dem bestätigen in der App, um meinen nächsten Auftrag hinauszuzögern. Ich fahre ohne einen Zwischenstopp in den obersten Stock. Als ich aussteige, erwartet mich kein weiterer Wohnbereich. Die Wände und der Boden sind verdreckt. In der Ecke hängt ein Waschbecken, dessen Hahn verrostet seinen Kopf

hängen lässt. Die Decke ist niedrig, im Sprung würde ich meinen Kopf stoßen. Der Putz an den Wänden blättert ab. Dieser Raum dient nicht dazu, in ihm zu verweilen. Von rechts scheint ein wenig Licht in die Dunkelheit. Ich stelle meinen Rucksack neben das Waschbecken und setze meinen Helm ab. Ich schaue, woher das Licht kommt. Neben dem Aufzug beginnt eine weitere Treppe. Das Fenster, aus dem das Licht scheint, ermöglicht mir den Blick auf zwei weitere Hochhäuser. Sie stehen hoch und stabil inmitten des Gewitters. In fast jedem der Fenster leuchtet ein warmes Licht im Kontrast zur kühlen Außenwelt. Sie stehen still und doch voller Leben, kalt, unsittlich und doch bewohnt. Ein Eisengitter versperrt mir teilweise den Blick nach draußen. Ein Zettel neben dem Gitter weist mich darauf hin, dass es frisch lackiert wurde. Aber auf dem Fenstersims liegt schon wieder eine dicke Staubschicht und der Zettel vergilbt an den Ecken. Die Treppe ist aus den gleichen Fliesen wie der Eingangsbereich, und auf ihr sind weiße Farbkleckse. Ich gehe weiter die Treppe hinauf und das Rascheln meiner Hose fühlt sich zu laut an. Nur gedämpft hört man das Prasseln des Regens gegen die Hauswand. Ich komme zu einer weiteren vergitterten Tür, die mir den Zutritt verwehrt. Wie aus dem Nichts trifft mich ein Hauch Kindheit, und ich denke an den Räuber Hotzenplotz und das Schloss des Zauberers mit den vielen Verbotsschildern. Ich hoffe also, dass das einzige, was die Tür versperrt, dieses Schild

ist und drücke die Klinke hinunter. Nach der Tür geht die Treppe einfach weiter. Ich hoffe auf eine Dachterrasse, die mir eine verregnete Aussicht über die Stadt erlauben würde. Nun muss ich doch schmunzeln, eine weitere Tür stellt sich mir in den Weg. Ein kleines Fenster in der Tür gewährt einen Blick auf den tief grauen Himmel. Dann stocke ich kurz, die Tür steht einen Spalt breit offen. Das erscheint mir ungewöhnlich. Doch die Freude darüber, dass mich jetzt nichts mehr von meinem erhofften Ausblick trennt, überwiegt die Verwunderung. Ich habe noch fünf Stufen bis zur Tür, als diese mit Schwung aufgerissen wird. Mein Atem wird hastig. Der Wind hat einen Weg gefunden, über den kleinen Spalt diese Tür zu öffnen. Ich gehe, da ich befürchte auf der Treppe, die durch den Regen nass geworden ist, auszurutschen, vorsichtig weiter. Die Türe schwingt wieder rasant in meine Richtung. Ich stoße meinen rechten Arm nach vorne und versuche, sie vom Schließen abzuhalten. Da bemerke ich einen kleinen Keil in der Tür. Dieser hatte dafür gesorgt, dass die Tür auch bisher nicht geschlossen ist. Ich trete hinaus in das Unwetter. Der Regen peitscht mir in mein Gesicht und der Wind zerzt an meiner Jacke. Das Treppenhaus endet mitten auf dem Dach in einem quadratischen Klotz, ich sehe beim ersten betreten also nur einen Teil des Daches. Vom Treppenansatz bis zum Dachende sind es ungefähr acht Schritte. Der Rand des Daches ist durch eine brusthohe Mauer abgegrenzt, die in dem glei-

chen grauen Beton wie der Rest des Hauses gehalten ist. Überall ziehen sich blaue Streifen entlang, die als Stilelement den Anblick des Hauses auflockern sollen. Es funktioniert nicht. Die anderen Hochhäuser wirken nun nicht mehr wie Riesen. Ich beschließe, schnell einmal um den Betonklotz in der Mitte herumzulaufen. Mit gesenktem Kopf, um den Regen ein wenig davon abzuhalten, mir ins Gesicht zu schlagen, laufe ich schnellen Schrittes links am Treppenhaus vorbei. Als ich es fast geschafft habe, erblicke ich einen Mann, der am Boden liegt. Er ist etwas dicker, er trägt ein Hemd, und eine Anzughose. Seine Krawatte dürfte strahlend rot sein, jetzt ist sie durchnässt. Er hat braune, längere Haare. Sie kleben nass an seinem Kopf. Ein kalter Schauer läuft über meinen Rücken. Ich habe unfassbare Angst. Der Mann liegt in seinem eigenen Blut, das sich mittlerweile mit dem Regenwasser vermischt hat und eine riesige Pfütze bildet. Sein Gesicht ist zertrümmert, seine Augen starren gerade aus. Ich mache eine Drehung zur Seite und übergebe mich. Dann ergreift mich eine ungekannte Panik. Dieser Mann wurde zusammengeschlagen. Und ich weiß nicht, von wem. Ich stehe ungeschützt auf einem Hochhaus. Ich kann die Situation nicht einschätzen, das Dach ist unübersichtlich. Ich schaue nach links und nach rechts, nach links und nach rechts. Ich stehe wie erstarrt. Dann presse ich mich gegen den Betonklotz in der Mitte des Daches. Ich beschließe mich zu vergewissern, dass ich

alleine mit dem Mann bin. Langsam gehe ich an der Außenwand des Treppenhauses entlang. Mein Herz pocht schnell und intensiv. Ich balle meine Fäuste. Fast habe ich es wieder zum Treppenansatz geschafft. Die Türe schlägt auf. Ich möchte laut aufschreien, aber mein Mund ist trocken und meine Hand schlägt auf den Mund. Niemand kommt die Treppe hinauf, dann reißt der Wind wieder an der Tür, und sie rast auf den kleinen Holzkeil zu. Ich traue mich nicht, an der Treppe vorbeizugehen. Meine Schuhe tragen mich wieder zurück. Das Rascheln der Regenhose macht mir Angst, aber der Regen übertönt jedes Geräusch. Mein Magen verbietet mir, zurück zu dem Toten zu gehen, also kauere ich mich an die Wand des Treppenhauses. Ich hole mein Handy heraus und rufe das erste Mal in meinem Leben die Polizei. Ich schildere die Situation, und sage die Adresse des Hochhauses durch. Dann beginnen die nervenaufreibendsten zehn Minuten meines Lebens. Jedes kleine Geräusch lässt mich vermuten, dass der Mörder zurückgekommen ist, um auch mich zu töten. Ich schaue panisch nach links und erwarte, von hinten gepackt zu werden, also schaue ich nach rechts, und ich habe die gleiche Angst. Mein Herz rast weiterhin, mein Atem ist unkontrolliert und unregelmäßig. Ich habe Angst, gehört zu werden und versuche, leiser zu atmen. Es bringt nichts. Immer wieder schlägt die Tür des Treppenhauses auf, und immer wieder erschrecke ich mich. Dann höre ich Stimmen, vier

Männer stürmen das Dach. Die Polizisten haben keine Sturmgewehre dabei, und sie tragen normale Uniformen. Niemand außer mir scheint davon auszugehen, dass der Täter immer noch im Haus ist. Die Polizisten kommen zu mir und vergewissern, dass die Gefahr vorbei ist. Ich beginne zu weinen.

Während die Polizisten mich mit auf das Revier nehmen, kommen immer wieder die Bilder des Mannes in seiner Blutlache hoch. Ich übergebe mich in eine Tüte, die mir die Polizisten gegeben haben. Ich werde befragt und bin wenig hilfreich. Alle Bewohner des Hauses werden befragt, niemand hat etwas gesehen. Später erfahre ich, dass der Mann zu dem Zeitpunkt, an dem ich ihn gefunden hatte, erst fünfzehn Minuten tot war. Ich habe direkt auf dem Revier einen Psychiater bekommen, der mit Leuten wie mir spricht. Es hat wenig geholfen. Ich fahre für eine Woche nach Hause zu meinen Eltern. Der Fall war für zwei, drei Tage in den Zeitungen. Dann wurde er wieder vergessen.

Der Täter wurde nicht gefunden.

## Kirschkern

Die Schuhe einer Frau klackern über das Pflaster einer alten Stadt. Ihre Bewegungen sind schnell und hastig, ihr Kopf kahl geschoren. Sie blickt auf. Vor ihr wachsen am Rande der Altstadt riesige Häuser in die Luft. Sie scheinen nach oben kein Ende zu haben und stehen ihr groß und bedrohlich gegenüber. Sie hatte diesen Häusern ihren Kampf geschworen. Genau genommen hatte nicht sie das getan. Schon ihre Mutter hatte den Auftrag bekommen, diese neue Welt zu zerstören.

Sie rennt immer weiter, die Häuser sind so riesig, dass sie nah wirken, doch sie sind noch weit entfernt. Sie rennt seit einer Ewigkeit, doch sie ist sich sicher, dass sie ankommen wird. Immer noch klackern ihre Schuhe über den Pflasterstein, noch immer sieht sie ihren Feind in der Nähe, und doch ist er so fern. Während sie ihrem Ziel immer näher zu kommen scheint, beginnt sie sich zu erinnern an die Geschichten, die ihre Mutter erzählte. Von den großen Kämpfen der kleinen Menschen gegen die Häuser. Es waren nie Heldengeschichten. Denn jede Geschichte begann, verlief und endete gleich. Die Menschen laufen los, kommen an den Häusern an und zerstö-

ren sie. Und dann steht hinter ihnen eine weitere Reihe an Riesen, die sie nicht vorbeilassen. Die Frau, die hastig und schnell über die Gräber vergangener Häuser läuft, weiß das. Aber dieses Mal ist etwas anders. Denn dieses Mal schreibt man von ihr.

Denn warum sollte eine Geschichte erzählt werden über eine Frau, die genauso scheitert, wie ihre Vorgänger? Die Existenz eines Autors beweist ihren Erfolg. Sie ist der Protagonist einer Geschichte. Und der Protagonist scheitert nicht. Er wird einen Rückschlag erleben, denn das ist Voraussetzung für eine spannende Geschichte. Und vielleicht gibt es auch eine Liebesgeschichte, aber davon hält sie eher wenig. Aber am Ende wird sie siegen.

Also beginnt sie zu rennen. Immer weiter in Richtung der Häuser. Man zerstört Häuser, indem man das Fundament zerbröckelt. Sie hat einen Hammer dabei. Die Häuser sind jetzt nicht mehr weit entfernt. Wenn sie an ihnen hoch schaut, bekommt sie Angst. Sie sind größer, als ihre Mutter ihr erzählt hatte. Vielleicht waren sie gewachsen.

Er sitzt ganz oben in einem der vielen Häuser. Jeder mag ihn, er ist ein herzensguter Mensch.

Die Frau bekommt Panik, der Autor hatte plötzlich die Perspektive gewechselt. War sie nicht mehr interessant genug? War sie gar nicht der einzige Protagonist? Sie ist jetzt bei den Häusern, nimmt ihren Hammer und beginnt



zu hauen. Es passiert nichts. Eine kleine Frau mit einem winzigen Hammer, neben einem riesigen Haus. Schweiß tropft ihr über die Stirn, sie beginnt zu weinen. Sie kommt sich unfassbar lächerlich vor.

Er hat eine kleine Tochter, sie kommt in sein Zimmer und sie spielen gemeinsam. Er kann gut mit Kindern, sie lieben ihn. Eigentlich liebt ihn jeder.

Sie weint immer noch, sie versteht nicht, was sie noch tun soll. Aber so kommt sie nicht voran. Sie fleht Richtung Himmel, Richtung Autor.

Seine Tochter und er spucken Kirschkerne aus ihrem Zimmer. Sie versuchen, das Fenster zu treffen. Er schafft es, ihm gelingt alles.

Die Frau wurde von einem riesigen Objekt erschlagen. Es war zum Ende hin auch ein Trauerspiel. Das ganze Zetern und Wetzern, und das nach dieser anfänglichen Arroganz.

Peinlich.

**Blumen**

zertreten.

## **Bienen**

Der Salzstreuer rollt über den Boden. Eichendielen. Die zittrige Hand, aus der er gefallen ist, hängt über dem Tischtuch. Rot-blau kariert. Der Arm, an der die Hand hängt, schaut aus einem Hemd heraus. Ockerfarben. Das Oberteil gehört einer Frau. Tot. Die Klinge steckt in ihrem Rücken. Ein alter Rücken. Das Messer ist jung. Kurz.

Warum er sie getötet hat, weiß er. Sie sind stumm. Er ist jung. Wie das Messer. Er war das Messer. Kein Schock.

Er wäscht seine Kleidung, er wäscht sich. Das Blut, es geht nicht weg. Nicht metaphorisch. Blut geht immer schlecht raus. Er trug weiß. Eine schöne Farbe.

Die Beerdigung ist klein. Langweilig. Er steht am offenen Grab, ein Kind weint. Er weint nicht. Sie war alt. Sie wäre eh bald gestorben. Niemand trauert wirklich, man tut es aus einem gesellschaftlichen Zwang heraus. Der Mutter zuliebe. Aber sie war alt. Sie wäre eh bald gestorben.

Er hat Schuldgefühle. Nicht wegen ihr. Sie war alt. Wegen ihm. Er ist jung. Er betrachtet seine Fußfessel. Er hat sein

Leben weggeworfen. Ihres ist egal. Sie war alt. Seines nicht. Er ist jung.

Lebenslänglich. Fünfzehn Jahre. Danach ist er alt. Jetzt ist er jung.

Der Psychiater ist groß. Dürr. Ein Klischee? Er weiß es nicht. Er schaut zu Boden. Er ist traurig, nicht weil er getötet hat. Weil er im Gefängnis ist. Weil sie lauter sind als zuvor.

Der Psychiater sieht ihn an, seine Augen. Sie sind braun. Nichtssagend. Langweilig. Er ist nicht langweilig. Er ist interessant. Er ist jung.

In seinem Kopf summt es. Es brummt. Die Bienen. Er hört sie immer. Es macht ihn wahnsinnig. Wenn er schläft, wenn er isst, wenn er sucht, wenn er rennt. Wenn er tötet, dann nicht. Sie summen nicht, wenn er tötet. Sie sind still, sie schämen sich. Sie hätten sie nicht getötet. Aber er ist jung. Und sie war alt. Und die Bienen waren still.

Er ist frei, sie summen nicht mehr. Sie sind tot. Tot wie die Frau, tot wie das Mädchen, tot wie der Mann und tot wie die Alte. Er ist tot. Blut. Das Messer ist alt. Er ist alt. Er ist tot. Die Bienen sind stumm. Er ist frei

## Ozean

Er sitzt an einem kleinen Flughafen in Kairo. Seine Maschine soll ihn nach Hamed Ela fliegen, von dort aus will er Richtung Erta Ale wandern. Mittlerweile ist dieser aktive Vulkan ein beliebtes Touristenziel. Er hält nichts von solchen Reisen. Für ein paar tausend Euro kann jeder Depp mit seiner Spiegelreflexkamera die gefährlichsten Orte dieser Welt besuchen. Dann entdeckt er seinen Piloten, er ist ein alter Bekannter. Er war schon zweimal in dieser Wüste gewesen. Es gibt in Forschungskreisen die Vermutung, dass frühe Homo Sapiens hier ihren Ursprung haben. Die Funde in Afrika stehen mittlerweile im Widerspruch zu Funden in Asien. Kein Mensch weiß mehr, wo genau die Menschen jetzt herkommen. Würde er hier Teile eines Skeletts finden, würde das nicht nur die Forschung zu unseren Wurzeln voranbringen. Es würde auch ihn in akademischen Kreisen wieder bekannt machen. Die beiden sprechen ein wenig Amharisch miteinander, dann wechseln sie zu Englisch. Der etwas beleibte, freundlich schauende Hawi begrüßt ihn herzlich und lässt ihn einsteigen. Hawi zeigt ihm Bilder seiner zwei Kinder. Er interessiert sich nicht dafür, aber nickt

lächelnd. Dann starten sie. Bevor sie im Base Camp landen, fliegen sie eine Runde um den Vulkan herum. Dann beginnt die Maschine zu wackeln, Hawi lächelt, doch man sieht die Angst in seinen Augen. Sie beginnen rapide zu sinken. Hawi flucht auf Amharisch. Er fleht ihn an zu erklären, was los ist. Doch Hawi ist außer sich. Dann prallen sie am Boden auf. Hawi ist sofort tot. Er rettet sich aus dem brennenden Flugzeug. Seine Knie sind aufgerissen, überall blutet er. Er hat sich seine linke Schulter geprellt. Seinen Rucksack kann er retten, der Rest verbrennt.

Seine Zunge lechzte nach den Blutstropfen, die sich auf seinen aufgerissenen Lippen gebildet hatten. Der Sand reflektierte die Nachmittagssonne über der unendlichen Sandfläche, die scheinbar nur von ihm und seinen schmerzenden Füßen berührt wird. Er hatte bereits drei Nächte überlebt, er würde es nicht eine Weitere aushalten. Tagsüber möchte er vor Hitze und Verzweiflung weinen, nachts schreit er, um die Kälte zu vergessen. Er hatte einen Kompass dabei. Sein Vater hatte ihn ihm geschenkt. Doch seine Finger zitterten, wenn er versuchte, die Schnüre seines Rucksackes aufzuziehen. Aber es war egal. Seine Beine würden ihn in die richtige Richtung tragen. Und wenn nicht, dann würden die kreischenden Geier seinen Kadaver zerreißen und das letzte Blut, das letzte bisschen Flüssigkeit aus seinen leblosen Überresten trinken. Er genoss sein Selbstmitleid, ein leises schmerz-

haftes Lachen holperte aus seinem trockenen Mund hinaus in die Leere der Wüste. Es gibt hier keine Geier, hier gibt es Nichts. Nichts und ihn, wie er immer schwankender immer langsamer und immer näher an seinem Tod über Sandhügel wandert. Die Sandhügel erinnern ihn an die Wiesen, auf denen er mit seinen Schwestern früher gespielt hat. Auch diese Wiesen schienen damals unendlich weit. Er hatte seine Schwestern immer geliebt, sie waren ihm wertvoller als alles andere auf dieser Welt. Er wird melancholisch. Er würde viel dafür geben, sie noch einmal zu sehen. Er denkt darüber nach, wie lange ein Mensch ohne Nahrung und ohne Wasser überleben kann. Aber alles was er gehört hat, war gelogen. Nichtmal drei Tage nach seinem letzten Schluck Wasser ist er sich sicher zu sterben. Und er hat Recht. Früher hatten Sie ihn oft gehänselt, hatten ihre Hände um seine Handgelenke geschlungen und ihn ausgelacht. Er war dünn, knochig. „Du ernährst dich von Luft und Liebe“ hatte seine Mutter immer gesagt, sie hat es nicht böse gemeint. Sein Körper war den Wohlstand einer zivilisierten Welt gewohnt. Er war nicht bereit, Strapazen dieser Art zu überstehen, und sein Geist war es auch nicht. Er überlegt, ob er verweicht ist.

Er fällt hin, seine Hände, trocken durch die Hitze, reißen auf. Seine Augen weiten sich, mit einer tierischen Gier beginnt er das Blut seiner Wunde aufzulecken. Ihm wird schwindelig. Er möchte aufgeben, möchte liegen

bleiben. Seine Lieder schließen sich, seine Muskeln entspannen. Er weiß, dass so der Tod kommen wird. Mühsam steht er wieder auf, seine Beine zittern, seine Hände zittern und er möchte aufgeben. Er hatte schon oft aufgegeben. Es ist einfach aufzugeben, und es spielt auch keine Rolle mehr. Er denkt an seine Kinder. Er war kein guter Vater gewesen, aber er hatte sie nie geschlagen und sie nie angeschrien. Aber er war durch seine Forschungsreisen wenig zu Hause, und wenn er da war, hörte er ihnen nicht richtig zu. Auch sie würde er nie wieder sehen. Da stoppen seine Gedanken und er erschrickt.

Ihm gegenüber, vielleicht 50, vielleicht 100 Meter, steht ein Mensch. Das Flimmern der Wüste verhindert es, ihn genauer zu erkennen. Ein Adrenalinschub durchströmt seinen Körper. Ein Funke Hoffnung kehrt in seine trüben Augen zurück. Ein Mensch bedeutet Nahrung, bedeutet Flüssigkeit. Er weiß, dass kein Dorf in der Nähe ist. Hier gibt es keine Dörfer. Dieser Mensch ihm gegenüber ist genauso wie er, verloren in diesem Ozean. Sein Kopf wird klar, er weiß jetzt, was er tun muss. Er überlegt, wie er ihn tötet. Ob er genug Kraft hat, ihn zu erschlagen. Während er das überlegt, beginnen seine Beine schneller und kräftiger in die Richtung des Unbekannten zu laufen. Die beiden nähern sich. Noch 20 Meter. Der andere ist ein Mann, etwas kleiner als er. Seine langen, dünnen Finger greifen in die Tasche seiner Hose. Sie umklammern den Schaft des Messers. Er wird ihm gegen die Schläfe hauen



und dann das Messer aufklappen und ihn erstechen. Das Fleisch würde ihn mehrere Tage ernähren können. Kurz stocken seine Gedanken. Aber es gibt keinen Ausweg, der Fremde wird das Gleiche denken. Noch fünf Meter. Der Fremde hebt grüßend die Hand, aber er stürmt los, zieht sein Messer aus der Hose und schwingt seinen rechten Arm in Richtung des anderen. Er würde essen, er würde überleben.

Er sieht, wie der andere etwas aus seiner Tasche zieht und gegen seinen Kopf schwingen möchte. Er kennt diese Wüste, circa drei Kilometer in süd-westlicher Richtung ist ein Lager aufgeschlagen. Er hatte den Mann aus der Ferne beobachtet, seine dürre Gestalt und seinen schleppenden Gang. Er wollte ihm helfen, wollte ihn ins Lager bringen. Und dieser Mann versucht, ihn gerade zu töten. Er nimmt es ihm nicht übel. Die Wüste ist ein harter Ort und dieser Mann scheint keine Ahnung zu haben, wohin er geht oder woher er kommt. Er pariert den Schlag mit seinem linken Unterarm, zieht einen Dolch und sticht es seinem Kontrahenten in die Brust. Nach zwei weiteren Stichen fällt er in den Sand und ist tot. Er nimmt das Taschenmesser und durchstöbert den Rucksack des Mannes. Dann setzt er seinen Weg fort, seine Gedanken sind ruhig, er hatte schon oft getötet. Deswegen war er hier.

## **Herausgerissen**

Wenn am Rande eines Berges eine Blume steht, dann nur, weil sie es nicht nach oben schafft. Also reiße ich sie heraus, zeige ihr die neue Welt. Die Blume verwelkt, sie will nach unten. Doch jetzt ist sie zerstört.

## Tunnel

(Mitschrift vom 30.April.2022)

Ich bin für Lieferando unterwegs. Eine Lieferung führt mich nach Lechhausen, wenn ich einmal hier bin kommen selten weitere Aufträge. Ich suche mir eine Bank und setze mich hin. Es beginnt zu regnen, erst leichtes tröpfeln, dann stärker.

Ich flüchte mich in einen Tunnel. Ein Mann tut es mir gleich. Er schaut sehr alt aus, vielleicht 60, 65. Er spricht zu mir, ich verstehe ihn schlecht. Seine Sätze sind unvollständig. Er kommt nicht aus Deutschland. Ich erkenne den Akzent nicht. Er sei nicht aus Zucker. Er sei nicht aus Zucker. Ich denke es sei ein Spaß. Ich lächle Ihn an. Er sei nicht aus Zucker. Er meint es ernst? Ich nicke bekräftigend. Er habe acht Monate in Friedland studiert. Friedberg? Friesland? Seine Aussprache ist deutlich, ich verstehe die Worte, die er sagt. Aber die Worte ergeben keinen Sinn. Er kramt in seinem Rucksack und holt eine Regen hose heraus. Ich begutachte die Schriftzüge an den Wänden des Tunnels. Fuck my life bitch! Viele Namen, viele Beleidigungen. Er spricht mich wieder an. Er fährt

nach Neusäß. Ich sage, dass das mindestens 30 Minuten mit dem Fahrrad sind. Er nickt, erzählt etwas von Hunden. Dann beginnt er zu lachen. Er entblößt schlechte Zähne, zwei fehlen, einige glänzen silbern. Ich lache mit, ohne zu wissen, worüber wir reden. Es ist ein Gespräch, aber das Thema ist mir unklar. Er sagt, er möchte deutsch üben, deswegen spricht er mit mir. Ich lächle ihm freundlich zu, sage, dass das gut ist. Die Deutschen verstehen ihn nicht, sie sagen immer wie bitte. Ich lächele. Ich verstehe ihn auch nicht. Dann fährt er wieder los.

Währenddessen haben noch mehr Leute Unterschlupf gefunden. Zwei kleine Mädchen, vielleicht zehn Jahre alt, rennen immer wieder in den Regen hinaus. Sie werden sehr nass. Plötzlich rennen sie los und kommen nicht mehr zurück, wahrscheinlich sind sie zu ihrem Haus gerannt.

Mittlerweile ist es sehr laut in dem Tunnel. Eine größere Gruppe erwachsener Männer Mitte 20 ist hinzugekommen, sie grölen herum. Der Tunnel ist ungefähr 20 Meter lang. Sie stehen am anderen Ende. Ich kann nicht sehen, ob sie trinken, aber die Lautstärke lässt es vermuten. Plötzlich ertönt ein lauter Pfiff. Einer ergreift das Wort, sie wollen schnell zur Tram hochlaufen und mit ihr fahren. Dann sind sie weg.

Mit Ihnen ist auch eine Gruppe von sechs Jungs hinzu-

gekommen. Nebenan ist eine Sozialsiedlung, davor ein Fußballplatz. Sie tragen Jogginghosen, Fußballtrikots und Caps. Sie schießen mit dem Ball umher. Dann fällt ihnen eine Challenge ein. Sie spielen ein Spiel, das ich nicht nachvollziehen kann. Der Verlierer soll sein T-Shirt ausziehen und durch den Regen laufen. Dieses Event wird gefilmt. Die Aufnahme spielen sie noch zweimal ab.

Dann kommen nochmal zehn Jungs in den Tunnel. Schlagartig ändert sich die Dynamik. Einer schießt mit voller Wucht den Ball gegen die Tunnelwand. Ich habe kurz Angst, dass es eskaliert. Aber die beiden Gruppen kennen sich. Ein Junge kommt auf mich zu, er entspricht dem Klischee eines Jugendlichen aus Lechhausen. Oberlippenbart, Seiten auf Null. Er benimmt sich wie der Anführer. Er spricht zu laut. Ey Lieferando! Ist da was drin? Mein Koffer steht vor mir, mein Fahrrad neben mir. Ich lehne an der Tunnelwand. Ich sage Ihm, dass nichts in dem Rucksack ist, er glaubt mir nicht. Der Reißverschluss der Klappe ist auf, er öffnet sie und schaut hinein. Ich überlege, was ich im Falle eines Streites machen würde. Er ist etwas kleiner als ich, und er ist dick. Ich würde einen Kampf gewinnen. Aber er hat fünfzehn Freunde dabei. Sie spielen noch am anderen Ende des Tunnels Fußball. Ich lasse ihn die Klappe öffnen. Dann will er einen weiteren Reißverschluss aufziehen. Ich entscheide, dass es mir jetzt zu weit geht und versuche Dominanz

zu zeigen. Er lässt von dem Rucksack ab und macht sich über mich lustig. Aber nur kurz, eher kumpelhaft. Dann geht er zurück zu seinen Kollegen. Die sechs anderen Jungs gehen. Ich kann nun die Zurückgebliebenen besser beobachten. Es sind auch Kinder dabei, circa zwölf Jahre. Ein paar gehen. Es bleiben der Anführer, zwei ältere Jungen und vier Kinder zurück. Mittlerweile sind sie von der anderen Seite des Tunnels zu mir hinübergewandert. Aber ich hatte das Gefühl, dass dies organisch passiert ist. Ich fühle mich nicht unwohl. Die Stimmung ist jetzt verspielter. Der Anführer fragt, wie viel ich verdiene, wie viel Trinkgeld ich bekomme. Ich antworte ihm ruhig. Dann interessiert er sich nicht mehr für mich. Eines der Kinder spricht mich an, sie schauen aus wie Miniaturen der großen Jungs. Er fragt, wo ich denn mein Essen abhole, der Anführer grätscht dazwischen. Er sagt ihnen, sie sollen mich nicht belagern. Die Jungen gehorchen und machen einen Schritt zurück. Ich antworte ihm noch. Sie albern weiter herum, schmeißen die Kleinen hin und her. Dann entscheiden sie sich zu gehen. Der Anführer macht einen schnellen Satz zu meinem Rucksack und tut so, als ob er ihn stehlen wollen würde. Dann wendet er sich lachend ab und geht. Eines der Kinder, es ist nicht jenes, das mich zuvor angesprochen hatte, sagt mir auf wiedersehen.

Dann bin ich wieder alleine in dem Tunnel.

## **Ball**

Er war rot. Er war prall. Er war schön. Er wurde in die  
Hecke geschossen. Jetzt ist er platt. Hässlich. Alleine.

## Kavallerie

Stunden fühlen sich wie Minuten an und Minuten wie Tage. Sekunden verstreichen nicht. Sie stehen aneinandergereiht zu Tausenden und warten darauf zu vergehen. Doch die Kavallerie der Ritter beschließt, an ihnen vorbeizustürmen. Sie fühlen sich ignoriert und doch gesehen. Beleidigt warten sie auf die Erlösung durch die verstrichene Zeit. Doch sie sitzt im Schrebergarten an einem kleinen Teich und angelt. Die Fische schwimmen um den Köder und beißen nicht zu. Dann steht sie auf und geht ins Innere des Hauses. Sie hört die Pferdehufe der Armee, doch sie ignorieren sie. Sie muss es tun, kann sich nicht auf Sekunden konzentrieren, wenn Jahrhunderte auf sie warten. Das Pfeifen des Tees ist der Schrei der vergessenen Minuten der vielen gelebten Leben. Sie sind vergangen ohne Erinnerung. Die Erinnerung ist eine alte Dame. Sie beginnt zu erzählen, aber niemand hört ihr zu. Und wenn sie etwas wichtiges sagt, sind alle hinausgegangen und haben sie nicht gehört. Und das Pfeifen des Tees wird lauter, denn die Schreie der Vergessenen werden schriller. Sie haben gelebt, ohne jemals beachtet worden zu sein. Und die alte Dame erinnert sich, aber



sie sagt nichts mehr, denn niemand hört ihr zu. Und die Sekunden warten auf die Erlösung durch die Zeit, doch die Zeit liegt jetzt im Bett und schämt sich. Sie schämt sich, denn sie hat so vieles zerstört, und sie kann niemals damit aufhören, denn die Sekunden und die Minuten und die Stunden wollen erlöst werden. Sie will nicht aufstehen, doch sie tut es. Und die Sekunden werden ermordet von den Rittern auf den Rössern, die so weiß und strahlend glänzen, wie sonst nichts in der Erinnerung der Sekunden. Doch hätten sie der Erinnerung zugehört, dann wüssten sie, dass die Kavallerie schmutzig ist wie die Fische in dem Teich vor dem Haus, in dem Schrebergarten, in dem die Zeit ihre Angel hält. Dann wachen sie auf. Sie sind jetzt Minuten und wieder schreien sie, denn sie wollen auch keine Minuten sein, wollen Stunden sein, wollen Tage sein, wollen Wochen sein, wollen Monate sein, wollen Jahre sein, wollen Jahrzehnte sein, wollen Jahrhunderte sein, wollen Jahrtausende sein. Doch dann wissen sie nicht mehr weiter, denn die Erinnerung ist nur eine alte Dame, der niemand mehr zuhört. Und die Zeit steht auf aus dem Gartenstuhl und pfeift, dann kommt die Kavallerie, die Kavallerie mit den Rittern auf den schmutzigen Rössern. Sie sind schmutzig, denn sie reiten schon sehr lange im Auftrag der Zeit. Und sie reden sich ein, dass sie die Sekunden und Minuten und Stunden und Tage erlösen. Aber sie ermorden sie. Und die Sekunden und Minuten und Stunden und Tage denken,

sie werden erlöst. Aber sie werden beraubt. Beraubt von der Zeit. Aber die Sekunden und Minuten und Stunden und Tage wissen nicht, dass sie beraubt werden. Denn sie hören der alten Dame nicht zu. Und deswegen kennen sie nur eine Geschichte. Die Geschichte der Ritter der Zeit auf den strahlenden Rössern, die sie erlösen.

## **Busfahrer**

22.00 Uhr. Freitag Nacht. Zwei Jugendliche sind auf dem Weg zu einem Geburtstag. Sie haben bereits getrunken und steigen in den Bus. Sie können endlich wieder feiern. Die letzten zwei Wochen waren sehr stressig gewesen. Beide hatten ihr Abitur geschrieben. Und jetzt fragt sie jeder, was sie mit ihrem Leben anfangen. Und zum Erstaunen vieler, haben sie sogar einen Plan. Sie hatten schon damals, in der fünften Klasse, als sie sich kennengelernt hatten, einen gemeinsamen Wunsch. Stundenlang hatten sie fantasiert, wie sie mit einem alten VW Bus durch Deutschland fahren würden. Und sie hatten vieles geopfert, um sich diesen Wunsch zu erfüllen. Beide arbeiten seit sie fünfzehn sind jedes Wochenende. Und seit Jahren wünschen sie sich nur eine Sache von ihren Eltern. Geld für ihre Reise.

Der 44er fährt sie vom Königsplatz in Richtung Ziel, nach einigen Stationen steigen zwei Mädchen hinzu. Die Jungen kennen die Mädchen, sie sind schon lange befreundet. Sie hatten sich verabredet, um zusammen zur Feier zu fahren. Sie sehen sich alle als platonische Freunde. Wenn man sich so lange kennt, ist man irgend-

wann mehr Familie, als Objekt irgendwelcher Begierden. Sie fangen an, die Mädchen anzupöbeln. So machen sie das immer, die Mädchen wissen, dass es Spaß ist. Und die Jungen finden es witzig. Die beiden Jungen schlendern, ironisch lässig, auf die hintere Reihe zu. Sie pöbeln weiter, die Mädchen verdrehen nur die Augen. Alkohol macht die Menschen nicht witzig, aber sie glauben es. Dann fährt der Bus rechts ran. Die Jugendlichen bemerken es nicht. Der Busfahrer steht auf, und dreht sich um. Er zieht eine Walther PK380. Den einen Jungen trifft er im Kopf, den anderen in der Brust. Sie fallen tot um. Die Mädchen sitzen stumm. Der Busfahrer setzt sich zurück in seinen Fahrersitz, betätigt die Kupplung und rollt wieder an. Die Mädchen bewegen sich nicht. An der nächsten Haltestelle stürmen sie aus dem Bus und rufen die Polizei.

Jeden Tag steht er um sechs Uhr auf. Er hat keine Frau und keine Kinder. Er läuft zur Arbeit und steigt in seinen Bus, er fährt jeden Tag die gleichen Linien. Die 35 in beide Richtungen und den 44er. Jeden Tag, seit zwanzig Jahren. Wenn man fragen würde, ob er glücklich ist, würde er verneinen. Aber die wenigsten Menschen sind glücklich. Er hat mit diesem Bus sein eigenes Reich. Er hat sonst wenig Kontrolle in seinem Leben. Er tut, was er tun muss, weil er sonst verhungert. Er hat niemanden, mit dem er reden kann. Sein Vater redet nicht mit ihm, seine Mutter

ist gestorben. Aber diesen Bus bestimmt er, er hat die Verantwortung über Menschenleben, und er geht sorgfältig mit dieser Verantwortung um. Er bemüht sich, immer pünktlich zu kommen, aber niemandem sonst scheint das wichtig zu sein. Sie blockieren die Türen, kommen mit ihren riesigen Kinderwagen und hören laut Musik. Er mag diesen Bus und kümmert sich um ihn, aber die anderen, seine Passagiere, verachten ihn, verachten den Bus. In letzter Zeit wird er immer ungeduldiger, immer wütender auf seine Passagiere. Man hatte ihm die Wohnung gekündigt und er musste sich noch um die Beerdigung seiner Mutter kümmern. Und dann sind dort diese unverschämten Leute, die in seinem Bus Lärm machen und in seinem Bus die Gänge blockieren und zu seinem Bus zu spät kommen und ihn aufhalten. Und es ist jeden Tag das Gleiche, die gleichen Linien und die gleichen Probleme mit den Leuten, die ihn und seinen Bus verachten. Heute hat er Nachtschicht, er hasst Nachtschicht. Alle Busfahrer hassen Nachtschicht. Betrunkene Menschen, die sich und ihren Alkoholkonsum nicht im Griff haben. Er hat es fast geschafft, noch eine halbe Stunde bis Schichtende. Dann steigen drei Männer ein. Mitte Zwanzig. Sie torkeln den Gang entlang auf zwei Frauen zu. Er beobachtet die Situation in den Überwachungskameras. Solche Situationen gibt es öfter. Aber meistens sind die Männer klug genug, die Frauen nicht im Bus zu belästigen. Er hofft, dass die Männer sich zusammenreißen. Dann schreit

eine der Frauen. Er fährt rechts ran und steigt aus der Fahrerkabine aus.

Aus dem Krankenhaus wird er nach einer Woche entlassen. Er ist zugerichtet, aber er hat niemanden für den er schön ausschaun muss. Er kommt in psychologische Betreuung. Aber das bringt ihm nichts. Er ist nicht traumatisierte, er ist wütend. Er macht einen Waffenschein. Er möchte sich und seine Passagiere beschützen können. Und nach einem Monat darf er wieder Bus fahren. Er fährt die gleiche Route wie immer.

## Hummel

Blume

Blume

Gras

Gras

Blume

Gras

Mensch

Angst

Blume

Baum

Katze

Pfote

Bewusstlos

Verletzt

Taumeln

Katze

Zähne

Gott

Himmel

Erlösung

Gott

Blume

Paradies

Wahnvorstellung

Schmerz

Und dann spielte sich ihr  
ganzes Leben vor ihrem geistigen  
Auge ab und es war kein schönes  
gewesen.

Tod

## Augen

Der Weg zur Universität war belanglos und unwichtig in seinem Leben. Er steht auf, macht sich fertig. Rennt das Treppenhaus hinunter, um den Bus zu erwischen. Unter der Maske fällt es ihm schwer, den verloren gegangenen Atem wiederzugewinnen. Die nächsten 20 Minuten beschäftigt er sich mit diversen Dingen. Er schaut auf sein Handy, scrollt durch Instagram. Er erinnert sich an sein begrenztes Datenvolumen und steckt das Handy wieder weg. Ihm gegenüber sitzt eine Frau. Er sieht sie öfter in diesem Bus, sie ist unfassbar hässlich. Jedes mal wenn er sie sieht, kann er sich nicht entscheiden, ob sein Blick vor Faszination hängen bleiben soll oder ob er aus Ekel vor ihrer grässlichen Gestalt seinen Blick erneut dem Smartphone in seiner Tasche widmet. Ihre Augen stehen zu weit auseinander, die Stirn ist mit Pickeln und Narben übersät. Ihre Haare stehen fettig und ungekämmt von ihrem unförmigen Kopf ab. Er ist sich nicht sicher, ob er diese Frau hasst. Es ist irrational jemanden aufgrund seines Aussehens zu hassen, das weiß er. Aber sie ist wirklich sehr hässlich. Sie ist seiner Augen nicht würdig, er lacht bei diesem Gedanken kurz auf. Manch-



mal amüsiert seine Arroganz ihn selber. Er steigt aus. Er hat sie schon wieder vergessen.

Er rennt wieder die Treppe hinunter, erwischt den Bus. Er sieht wieder diese Frau, denkt sich wieder, dass sie hässlich ist. Es ist unhöflich zu starren. Er bemerkt, dass andere Leute es ihm gleich tun. Sie tun es nicht auffällig. Wahrscheinlich merkt sie es nicht einmal. Ab und zu sieht er sie in der Stadt. Sie bleibt einem im Gedächtnis.

Sie steht auf. Das hasst sie. Sie putzt ihre Zähne und sieht sich im Spiegel. Das hasst sie noch viel mehr. Sie hasst, wie sie aussieht. Sie hasst sich. Für ihre Narben und ihre krumme Nase und ihre weit auseinanderstehenden Augen kann sie nichts. Aber ihre fettigen Haare, ihr Übergewicht, ihren Gestank. Diese Sachen könnte sie ändern, aber sie tut es nicht. Sie will es nicht, und sie sieht es nicht ein. Ihre Mutter ist bei ihrer Geburt gestorben, ihr Vater hat ihr das nie vorgehalten, aber sie hasst sich dafür. Ihre große Schwester ist in der zehnten Klasse in die USA gegangen für ein Auslandsjahr. Der Brief mit den Beileidsbekundungen über ihren Tod kamen einen Monat vor ihrer geplanten Rückkehr. Die Beerdigung hat sie wahnsinnig gemacht. Ihre Schwester war deutlich schöner und beliebter. Und ihre Verwandtschaft ließ sie das spüren. Zumindest fühlte es sich so an.

In der Schule wurde sie nicht einmal gemobbt, man ging ihr einfach aus dem Weg. Manchmal fingen die Leute Gespräche über Hygiene und Ähnliches neben ihr an. Sie merkte das und sie wusste, warum die anderen das taten. Sie stank wirklich. Aber sie sah es nicht ein, sich für andere erträglicher zu machen. Manchmal genoss sie es fast, ihre Klassenkameraden in Umarmungen zu zwingen. Auch sie sollten leiden. Die Schulzeit verstrich, und sie machte eine Ausbildung als Einzelhandelskauffrau. Nebenbei arbeitete sie beim Tengelmann an der Kasse, jetzt war es ein Edeka. Und sie arbeitete immer noch dort. Ihre Kollegen mieden Sie, aber sie machte Ihre Arbeit ordentlich und es gab nie Probleme. Sie war jetzt 35, sie hatte keine Torschlusspanik oder sonstiges. Ihr Leben war schon immer schlecht gewesen. Sie wurde noch nie geliebt und sie hat noch nie geliebt. Sie hasste Ihr Leben, aber sie machte weiter.

Diese Frau, die er immer im Bus sah, machte ihm mehr zu schaffen, als er sich eingestehen wollte. Er starrte mehr, als er es für gewöhnlich tat. Sie faszinierte ihn, wie einen ein Unfall auf der Autobahn fasziniert. Er begann, sie zu hassen. Er hasste sie, weil sie hässlich war. Ihm war die Irrationalität seiner Gefühle bewusst. Er sprach sie nicht laut aus, und er handelte nicht nach Ihnen. Aber sie waren da. Es gab Tage, da schämte er sich für diese Gedanken.

Die Leute starrten sie oft an, das wusste sie. Und sie hasste es. Sie hasste diese Augen, die voller Verachtung ihren Körper und ihr Gesicht begutachteten. Sie fragte sich oft, wer ihnen das Recht dazu gab. Wer gab ihnen das Recht, andere Menschen so sehr zu verachten. Sie hasste sie dafür.

Er hatte die Frau mittlerweile vergessen. Er hatte jetzt andere Probleme. Das Mädchen mit dem er in der Uni immer flirtete, hatte ihn gefragt, ob er etwas mit ihr unternehmen möchte. Sie wollen in ein Café gehen. Er glaubt, dass es ein Date ist. Er wird öfter solche Dinge gefragt. Fast täglich steht er vor dem Spiegel und bewundert sich und seinen Körper. Er findet sich sehr attraktiv.

In letzter Zeit ist ihr ein Junge aufgefallen, der mehr starrt als die anderen. Es ist eine Unverschämtheit. Der Junge ist hässlich, vielleicht versucht er, etwas zu kompensieren. Sie wird wütend. Sie hasst ihn.

Ab und zu sieht er die Frau und wirft ihr einen kurzen Blick zu, aber er interessiert sich nicht mehr so sehr für sie wie früher. Er ist jetzt glücklich, aus dem einen Date sind mittlerweile fünf geworden.

Abends liegt sie im Bett und fantasiert, wie sie sich an

den Menschen rächen kann. Das tut sie schon länger. So ziemlich seit der Beerdigung, aber mittlerweile geschieht es öfter.

Sie hatte die Sache beendet, sie wolle sich nicht auf eine Beziehung einlassen, aber das ist er gewohnt. Er ist nicht besonders traurig. Er ist recht jung, in diesem Alter gehen die wenigsten ernsthafte Beziehungen ein.

Sie bemerkt seine Blicke nun öfter. Abends beschränken sich ihre Rachefantasien fast ausschließlich auf den Jungen. Wie er sie anschaut, mit diesen dummen Augen.

Er sieht sie auf sich zukommen, er erschrickt. In letzter Zeit hatte er sie wieder öfter angestarrt. Sie war echt hässlich. Vielleicht hatte sie es bemerkt.

Als sie morgens aus dem Haus geht, nimmt sie eine Küchenschere mit. Sie hat genug von diesen Leuten, die sie mit ihren Augen anstarren. Sie würde dieses Verhalten beenden.

Er sieht sie immer näher kommen, er schämt sich. Wird rot. Er überlegt, ob sie die Blicke bemerkt hatte.

Sie hat die Schere in ihrer Jackentasche fest im Griff. Sie wird ihm die Augen ausstechen. Sie hat es sich überlegt.

Er rutscht unruhig in seinem Sitz hin und her. Sie ist unangenehm nahe und sie starrt ihn an.

Sie sticht in sein rechtes Auge. Die Fahrgäste kreischen, der Junge kreischt. Alle kreischen.

Er brüllt vor Schmerzen und schlägt um sich. Er ist verwirrt. Weiß nicht, was gerade passiert ist.

Sie zieht die Schere heraus, will auch das linke Auge blenden.

Man hält sie auf.

## **Telefon**

In der Zukunft spricht man übers Telefon mit Toten aus vergangener Zeit. Sie warnen uns, doch wir lachen. Unsere Vergangenheit ist die Farce einer einstigen Zukunft.

## Weite

Ein Pferd allein in einer weiten Landschaft. Auf seinem Rücken ein Schädel und auf seinem Kopf ein weiterer Schädel. Der Boden ist hart und glatt. Eine Mischung aus türkis und weiß. Es steht allein in dieser Einsamkeit. Es war nicht immer allein. Es hatte jemanden gehabt, doch das Einzige, das von ihm übrig ist, trägt es stoisch auf seinem Rücken. Es verspürt keinen Hunger und keinen Durst. Es steht schon sehr lange in dieser Weite und es wird den Rest seines Lebens stehen bleiben. Und es wird ein langes Leben haben. Man möchte es nicht unendlich nennen, denn Unendlichkeit ist schwer greifbar. Und außerdem würde man dem Pferd wünschen, dass sein Schmerz irgendwann stoppt und nicht ewig bleibt. Es hatte nur einen Menschen je gemocht. Sie hatten sich geliebt. Es steht schon sehr lange in dieser Weite. Es stand dort, als diese Weite entstanden ist. Man hatte auf das Pferd geschimpft, man hatte das Pferd verehrt, man hatte Tempel um das Pferd gebaut, man hatte diese Tempel zerstört. Man hatte das Pferd verbrannt und man hatte es gelöscht, man hatte es angeschwiegen und man hatte mit ihm geredet. Das kleine Mädchen hatte immer nur

geschwiegen. Es hatte sich auf seinen Rücken gesetzt und es umarmt. Man hatte versucht, das Pferd zu reiten. Aber dieses Pferd reitet nicht. Es steht. Steht in dieser Weite und in dieser Unendlichkeit, die man ihm nicht wünscht. Es hatte viel Leid erlebt und wenig Freude. Das Pferd selbst hatte niemals geweint, es stand immer nur da, als stummer Beobachter. Doch. Einmal hatte es geweint. Es hatte nicht geweint, als es die großen Kriege erlebte. Und nicht, als die Menschen sich abschlachteten. Denn das tun sie oft. Wenn man ewig lebt, gewöhnt man sich daran. Selbst wenn man kurz lebt, gewöhnt man sich daran. Und deswegen schlachtet man sich weiter ab, weil man das Leid vergisst. Das Pferd hatte es nicht vergessen. Aber es wollte nicht warnen, wollte nichts sagen, es wollte nicht existieren. Doch. Einmal wollte es existieren. Als es das kleine Mädchen geliebt hat. Und als das kleine Mädchen es geliebt hat.

Es war lange nach dem dritten der drei Kriege gewesen. Für das Pferd war es kurz nach dem dritten der Drei. Aber für das Mädchen war es sehr lange her. Es wusste nichts von dem Dritten und nichts von dem Zweiten und nichts von dem Ersten. Das Mädchen war gut. Es war nicht unschuldig und nicht rein und nicht schön. Aber es war gut. Und das wusste das Pferd. Das Mädchen wurde in einem kleinen Dorf geboren. Doch jeden Abend ist das Mädchen gekommen, hatte das Pferd gestreichelt, hatte sich auf seinen Rücken gelegt und geschlafen. Und das



Pferd hatte nichts gesagt und nichts getan. Aber es hatte das Mädchen geliebt. Das Mädchen hatte keine Eltern. Nur einen großen Bruder, den es liebte. Das Mädchen liebte seinen Bruder. In dem Dorf war eine Krankheit ausgebrochen. Die Frauen starben und die Männer wussten nicht, was sie tun sollten. Das Mädchen kam nun öfter am Tag zu dem Pferd. Das Pferd merkte es nicht, denn für das Pferd war ein Jahr soviel wert wie ein Tag.

Das Pferd hatte viele Dinge beobachtet. Es wusste von dem Schmerz, den Menschen verspüren, doch es hatte selbst keinen Schmerz. Mit der Zeit lernte es, wie die Menschen weinten. Es hatte viele Menschen weinen gesehen. Soldaten, die ihre Freunde verbluten sahen. Mütter, die ihre Kinder in Gräber legten und Kinder, die ihre Eltern verloren. Jungen, deren Liebe nicht erwidert wurde und Mädchen, die von ihren Freunden verstoßen wurden. Söhne, die von ihren Vätern geschlagen wurden und Menschen, die gefoltert wurden. Sie alle weinten anders. Dem Pferd war es egal gewesen.

Und dann kam eines Tages wieder das Mädchen und es legte sich auf den Rücken des Pferdes und es weinte. Und das Pferd spürte eine unfassbare Wut. Das Pferd war niemals wütend gewesen, denn ihm war alles egal. Doch jetzt wollte es brüllen, wollte schreien und wollte das Mädchen beschützen. Doch es stand, wie es immer stand in der weiten Ebene und konnte sich nicht bewegen. Und das Pferd erkannte das Weinen und wollte diese

Erde zerstören. Es wollte alles was war vernichten, damit das kleine Mädchen, das es liebte, niemals wieder so weinen würde. Doch es stand regungslos in der Weite und tat nichts.

Das Pferd wusste, was die Männer aus dem Dorf dem Mädchen angetan hatten und es konnte nichts tun. Das Mädchen starb in dieser Nacht. Das Pferd war froh, denn das Leid des Mädchens war vergangen und niemand konnte sich jemals mehr an ihm vergehen.

Doch dann kamen wieder die Männer aus dem Dorf und nahmen das tote Mädchen und warfen es wie einen Sack Mehl über ihre Schultern und trugen es zurück an diesen schrecklichen Ort, den die Männer ein Zuhause nennen. Und dort verbuddelten die Männer das Mädchen und warfen ihren Bruder hinterher.

Die Männer aus dem Dorf konnten sich ernähren, aber sie waren verdammt auszusterben. Und das Pferd wartete, wie es das schon immer getan hatte. Und irgendwann waren die Männer alle gestorben.

Und dann bewegte sich das Pferd. Es war das erste und letzte Mal, dass sich das Pferd bewegte. Es ging an die Stelle, wo das Mädchen vergraben war. Es nahm den Schädel des Jungen auf seinen Kopf und den Schädel des Mädchens auf seinen Rücken. Und dann ging es zurück zu der Stelle, an der es schon immer gestanden hatte.

Und dann weinte das Pferd und hörte nicht mehr auf.

## Ende

Wohnräume scheinen oft, selbst ohne Zutuen eines Individuums, im Chaos zu versinken. Bei unserer Küche ist dies nicht der Fall. Ich habe im Gegenteil die Vermutung, dass die Küche vorsätzlich in eine Unordnung gestürzt wird. Auf dem Herd sind drei von vier Platten, durch vorherige Kochgänge, verstellt. Eine Platte ist noch an. Die Leere. Ich mache sie aus. Jemand hatte gezielt neben den Mülleimer seinen Abfall platziert. Eine Tüte hängt nur halb im Mülleimer, der andere hat unten ein Loch, das nicht durch die drei Lagen Panzerband gestopft wurde.

Ich möchte mich auf einem, für wenig Geld ersteigerten, Barhocker niederlassen, um Kraft für die kommenden Aufräumarbeiten zu sammeln. Doch auf dem ersten Stuhl steht ein randvoller Aschenbecher, auf dem zweiten liegt ein paar, mehr oder weniger, weiße Socken. Den dritten blockiert eine ungewaschene Pfanne, und der vierte ist lebensgefährlich nahe am zusammenfallen. Er hat keinen Platz in dieser Küche verdient, aber genau genommen, hat diese Küche auch keinen Platz in dieser Wohnung verdient. Ich trage Kopfhörer und frage mich,

ob Langeweile ein sinnvoller Bestandteil meines Lebens ist. Ich nehme die Kopfhörer also heraus und widme mich dem Topfberg am Rande des Waschbeckenozeans.

Es klopft an der Tür. Wir wohnen im vierten Stock, aber die Hautüre unten ist immer auf. Es klopft noch einmal an der Tür. Ich schaue nicht durch das Guckloch an der Tür. Ein Vermieter hatte es weiß übermalt. Ich öffne die Tür. Und dann schaue ich hinaus. Vor mir steht ein Mann, er hat ein zugeklebtes Auge. Auf seiner Nase sitzt eine Hornbrille. Er trägt einen auffallend unpassenden, schrill roten, Gürtel. Sein Hemd hat Schweißflecken an den Achseln. Aber all das fällt mir erst auf den zweiten Blick auf. Den das wirklich auffallende ist seine Größe. Sein rechtes Auge blickt auf mich hinunter. Er ist riesig







